Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 4

Artikel: Die Flucht vor der Frau
Autor: Diggelmann, Walter M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665934

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eine kleine Weile. Der Arzt weiss nicht genau, wie lange — zwei Jahre höchstens. Albert weiss es nicht, auch Gerhard werde ich nichts davon sagen.»

Der Raum drehte sich um Irene, und als sie endlich ihre Stimme wieder fand, klang sie dünn und wie aus weiter Ferne: «Ich hatte keine Ahnung ... es tut mir furchtbar leid ...»

Beate schaute auf, ihr Lächeln war so sonnig wie je. «Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Mein Glück ist mir dadurch doppelt kostbar geworden.» In Irenes staunende Augen blickend, fügte sie hinzu: «Sie fragen sich jetzt, ob ich genug Kraft haben werde, für die Jahre, die nachher kommen?» Für einen Augenblick war ihr Gesicht müde und traurig, doch dann brach das Lächeln wieder durch: «Ich hoffe es», sagte sie, «ich hoffe, dass ich den Glauben an die Zukunft nicht verlieren werde.» Aehnlich hatte Gerhard gesprochen, erinnerte sich Irene. Und Beate, die wusste, dass sie bald ihren Gatten verlieren würde, fand die Welt trotzdem schön! Die Erinnerungen an genossenes Glück gaben ihr Kraft, das Schwere zu ertragen.

Irenes Augen füllten sich mit Tränen. Wie durch einen Schleier sah sie Beates Gestalt sich geschäftig in der Küche bewegen. Sie öffnete die Tür und ging hinaus.

Im dunkeln Wohnzimmer stellte sie sich ans Fenster und konnte eben noch die Silhouette der Bäume erkennen, zwischen denen einst Viktors Hängematte schwang. Darüber hinaus blickte sie zum Himmel auf, wo die Wolken sich langsam verzogen. Viktor gehörte mein Gestern, legte sich Irene zurecht, das Morgen könnte Gerhard gehören, und wenn ich nur einen Teil von Beates Kraft habe, müsste dieses Morgen sich schön gestalten. Die Türe wurde geöffnet und goldenes Licht strömte vom Flur herein. Irene stand bewegungslos und Gerhard kam zögernd auf sie zu.

«Sieh, wie gross und klar die Sterne leuchten», sagte sie, als er neben ihr stand, «man sieht sie am besten, wenn der Himmel ganz dunkel ist. Die Wolken sind ebenfalls verschwunden, wir werden morgen einen herrlichen Tag haben, Gerhard!»

Gerhard verstand. Nicht länger unsicher, legte er die Arme um Irene, die sich ihm zugewandt hatte.

«Ich möchte alle deine Morgen herrlich machen», flüsterte er in ihr Haar und fühlte mehr als dass er sah, dass Irenes Lächeln dem Beates glich.

«Du wirst es, Gerhard», antwortete sie, und ihre Worte waren ein Versprechen an die Zukunft.

Walter M. Diggelmann

DIE FLUCHT VOR DER FRAU

Der rote Car der Autolinea Sati fuhr im übersetzten Tempo, wie alle Automobile in Italien, auf der Via Aurelia zwischen Genua und Ventimiglia. Keiner der zwanzig Passagiere wusste, wo man gerade war. Denn der Hitze wegen dösten sie alle, nur ab und zu warf einer einen Blick auf das Meer, dessen Küste sie entlang fuhren. Obwohl sie noch nicht länger als drei Stunden unterwegs waren, unterwegs hiess, in gepolsterten und bequemen Fauteuils eines modernen Cars mehr liegen als sitzen, waren sie doch alle schon sehr müde; nicht allein der Hitze wegen. Immerhin wehte vom Meer her unablässig ein milder Windzug. Die Müdigkeit hatte andere Gründe. Die Gesellschaft, eine Gesellschaft von Studenten, Kandidaten der Naturwissenschaften im Gefolge ihres Professors, waren am Mittag zuvor in Genua eingetroffen und hatten sich bis spät über Mitternacht hinaus in den engen und steilen Gässchen der Genueser Altstadt herumgetrieben. Ihre heutige Reise nun galt einem sagenhaften und zerfallenen Sarazenendorf, welches auf einer Kuppe, hoch über dem Meeresspiegel, auf den letzten Ausläufern der Ligurischen Alpen stand. Die Expedition war wohl organisiert. Ausser dem Chauffeur fuhr ein einheimischer Reiseführer mit, der dieses Ruinendorf sozusagen zufällig kannte. Professor Anatole Gamper wusste lediglich, dass sich hinter Imperia irgendwann einmal eine kleine Strasse rechter Hand in die Ligurischen Alpen hineinziehen würde. Ferner wusste er auch noch, dass sie mindestens eine Stunde zu Fuss unterwegs sein würden. Hingegen konnte er die Geschichte des Sarazenendorfes sehr genau, wie er die Geschichten und Sagen aller versunkenen, verwunschenen und zerfallenen Stätten früherer Kulturen kannte.

Diese Expedition, wie die Reise nicht nur von den Studenten, sondern auch von Professor Gamper bezeichnet wurde, war keine richtige Expedition; vielmehr war es eine Vergnügungsreise, auf welche sie — auch das mehr zum eigenen Ver-

gnügen und nicht der Wissenschaft zuliebe — kleinere Expeditionen unternahmen. Urheber und Förderer dieser Reise waren nicht etwa die Studenten, sondern der Professor in höchst eigener Person. Unter den Studenten, und auch unter den Kollegen des würdigen Wissenschaftlers, munkelte man allerlei. Denn es war auffallend, wie oft Professor Gamper Anlass zu solchen Expeditionen fand. Vor zehn Jahren hatte er sich damit begnügt, mit seinen Studenten, bevor er sie zum Staatsexamen entliess, eine solche Reise zu unternehmen. Und vor zehn Jahren war er damit in aller Mund gekommen, aber durchaus im positiven Sinn. Jedermann, vom unbegabtesten und faulsten Kandidaten bis zum Rektor der Universität, hatte Gampers Unternehmungen als auflockernde Gesten bezeichnet, durchaus am Platze, sogar erwünscht; weshalb sollte ein würdiger Lehrer mit mehr oder minder erwachsenen Schülern nicht das selbe unternehmen, was jeder Klassenlehrer mit seinen Maturanden unternimmt? Aber gerade weil er ein wenig aufgefallen war vor zehn Jahren, hatte er die «auflockernde Geste» kräftig dementiert und sein Unternehmen «Expedition» genannt. Schon im folgenden Jahr hatte er, um sein Dementi zu bekräftigen, einen präzisen Reiseplan, versehen mit langen Kommentaren und historischen Hinweisen, aufgestellt. Damit aber, dass er dann bereits im dritten Jahr die im Frühling durchgeführte Expedition im Herbst mit einer Gruppe Seminaristen, die keineswegs reif für das Staatsexamen waren, wiederholt hatte, unterhöhlte er sein Ansehen selbst. Kein Mensch an der ganzen Universität nahm seine Expedition in dem Sinne ernst, wie er es selbst gerne gesehen hätte. Dennoch liess er seine Unternehmungen nicht fallen, sondern baute sie sogar noch aus. Bereits im fünften Jahr begab er sich jährlich insgesamt auf vier Expeditionen.

Ueber die Beweggründe des angesehenen Professors wurde viel geredet. Niemand, oder fast niemand begnügte sich mit der Ansicht, der Professor unternehme diese Reisen, um sich zu entspannen, um sich zu erholen. Und schliesslich lebte man nicht ungestraft im Zeitalter der Psychologie. «Flucht vor sich selbst», war eine beliebte und angenehme Diagnose. Wer immer eine Reise unternahm, der floh vor sich selbst. Also musste auch der gute Professor Gamper vor sich selbst fliehen. Dass er zum Beispiel ganz einfach den kalten Norden lieber mit dem heissen Süden vertauschte, war eine Erklärung, die wissenschaftlich betrachtet nicht stichhaltig genug war.

«Flucht vor sich selbst» aber war ein zu abstrakter Begriff. Diese Erklärung, so populär sie unter jungen Menschen auch war, hielt auf die Dauer doch nicht stand. Es musste eine Erklärung gefunden werden, die man sich bildlich auch vorstellen konnte. Eines Tages nun hiess es, Professor Anatole Gamper fliehe vor seiner Frau. Das sass, das traf den Nagel auf den Kopf, zumindest: das war eine rechtschaffene und handgreifliche Erklärung, wenn auch keine allzumoderne. Es war eine populäre, eine im besten Sinn populäre Erklärung, wenn man sich vorstellt, wie viele Ehemänner ihre Freizeit beim Kartenspiel und beim Kegeln verkürzen: «Flucht vor der Frau!»

Der einzige an der Universität, dem die verschiedenen Erklärungsversuche nicht zu Ohren gekommen waren, war, wie es der geneigte Leser vermutet haben wird, Professor Anatole Gamper. Die Formel «Flucht vor der Frau» war aber nicht nur bildlich vorstellbar und populär, sie war zudem auch noch bequem, sie sagte alles aus über das Privatleben des armen Mannes und niemand musste sich darüber den Kopf zerbrechen. Diese Formel nämlich hielt all die Jahre hindurch stand, sie wurde von abtretenden Studenten an die neueintretenden weitergegeben, und schliesslich waren die Anfänge dieser Reisen so sagenhaft weit zurück, dass es auch keinem mehr eingefallen wäre, das «Verfahren» wieder aufzunehmen zwecks neuer Aufklärung des wirklichen Sachverhaltes. Professor Gamper lebte in einer unglücklichen Ehe und floh seine Frau, so oft er dazu Gelegenheit sah. Basta.

Basta! Der Car der Autolinea Sati hatte die Via Aurelia schon vor einer Stunde hinter Imperia verlassen. Der Chauffeur hatte den schweren Wagen die schmale Strasse, die einem ausgetrockneten Bachbett ähnlich sah, gefährliche Haarnadelkurven virtuos meisternd, den Hang hinaufgeführt. Nun mündete die Strasse in einen steinigen Saumpfad, ein Zeuge noch des alten Römerreiches, ein. Immerhin gab es hier eine fast ebene Terrasse, auf welcher der schwere Car, wenn nicht mühelos, so doch nicht allzu gefährdet, gewendet werden konnte.

Der Ginster blühte, es war Mitte Aril, ein leichter Wind, aus dem Innern der Alpentäler kommend, trug einem wohlriechenden Blütenduft ins Gesicht, die Expedition, der sich auch der Chauffeur angeschlossen hatte, stieg stumm und langsam den Hang hinauf. Nun freuten sich alle auf das Erreichen der hohen Kuppe, von der aus man

Bauer im Gürbetal *Photo E. Brunner*

einen weiten Blick über das blaue Mittelmeer haben dürfte. Vereinzelt standen die Pinien, die Feigenbäume, halbverdorrte Zitronensträucher, doch wild und unmässig wucherte der Ginster. Unter einem Olivenbaum, der sich fast mitten auf dem römischen Saumpfad erhob, hielt Professor Gamper an und entledigte sich seines Rockes. Er warf dem Reiseführer einen fragenden Bilck zu und legte diesen Rock auf einen Stein. Der Reiseführer nickte: «Si, si», sagte er und meinte damit, der Herr könne seinen Rock ruhig hier deponieren, kein Mensch weit und breit, keine Ziegenherde — niente. Der Professor konnte sich, trotz seiner vielen Reisen in den Süden, nur schwer mit den Italienern verständigen. Aber das verstand er, er deponierte seinen Rock, und die Expedition nahm ihren Verlauf.

Als die Gesellschaft nun zurückkehrte, war der Rock verschwunden. Professor Gamper war entrüstet, entsetzt, geradezu beleidigt, aber er schwieg. Man las ihm die Entrüstung aus dem Gesicht. Der Reiseführer zuckte die Schultern: Was kann man machen, oh, der Herr hat doch sicherlich noch einen zweiten Rock? — Ja, einen zweiten Rock schon, aber den Passeporto, die Schriften und nicht zuletzt das Geld? Soldi, Geld? Oh, der Herr hat schon noch Geld. Sieht er nach arm aus? — Basta, es war nichts zu machen, der Rock war verschwunden.

Schliesslich langte man wieder beim Car an, man liess sich in die bequemen Fauteuils fallen, man begann, trotz rüttelnder Fahrt, vom Geschauten, von diesen pittoresken Ruinen, hoch über dem blauen Meer, heiss unter der strahlenden Sonne, zu träumen.

Plötzlich stoppte der Car. Knapp vor einem Buben, bekleidet mit kurzen Hosen und einem Leibchen, in das die Zeit faustgrosse Löcher gefressen hatte, blockierten die Räder des schweren Wagens. Das Gesicht des Buben, hellbraun, mit dunklen Augen und schön geschwungenen Lippen, zwischen diesen blendende Zähne, wandte sich dem Chauffeur zu. Dieser stieg aus, und schon sass er wieder am Steuer. Mit einem Achselzucken reichte er dem Professor den Rock. Der Bub rannte talwärts, er entschwand schon im nächsten Moment den Blicken der Expeditionsteilnehmer. Die Fahrt ging weiter, Professor Gamper verriet mit keiner Miene, wie er über den Fall dachte. Nur dass er angestrengt nachdachte, verriet er, denn er sass sehr versunken im Polster.

Aus dieser Versunkenheit holte ihn ein für ihn recht ärgerliches Unternehmen des Chauffeurs. Denn noch einmal stoppte dieser den schweren Car auf der abschüssigen Strasse, und noch einmal schwang er sich zur Türe hinaus, um im nächsten Augenblick — nicht sich selbst — sondern den kleinen Dieb ins Wageninnere zu befördern. Er kam freilich gleich hinterher. Er blickte sich um und sah, dass der Platz neben Professor Gamper noch frei war. Und auf diesen Platz setzte er den Dieb, ehe er die Bremsen löste und weiterfuhr.

Nun, das war mehr als: Was kann man schon machen! Das war mehr als: Der Herr wird schon noch einen zweiten Rock haben! — Das war unverschämt, unzulässig, das war einfach die Höhe (auf gut Deutsch gesagt). Aber was sollte man tun, bar jeden Verständigungsvermögens, im Bewusstsein, sich dem Gespött seiner Schüler auszuliefern, würde man auch nur ein Wort des Protestes einwerfen? Far niente!

Der Bub, schon drei Stunden aus einem Seitental unterwegs, hatte Imperia, wo seine Mutter mit seinen acht Geschwistern wohnte, zum Ziel. Er war bei seinem Vater gewesen, der weit hinten im Tal ein Haus bauen half. Imperia war auch das Ziel Professor Gampers. Es traf sich also gut — für den Jungen.

Erst warf er dem Knaben böse Blicke zu, nicht offen, sondern von der Seite her, ein wenig versteckt. Dann wandte er sich ab und blickte zum Fenster hinaus. Und alle blickten auf ihn, denn alle hätten nur zu gerne an seinem inneren Kampf teilenommen. Oh, sie hätten auch allzugerne über die besondere Mentalität und Psychologie dieses Menschenschlages diskutiert. Doch da der Lehrer schwieg, wagten auch die Schüler nicht den Mund zu öffnen. Um so mehr suchten sie aus seinen Bewegungen zu erfahren, was in ihm vorging. Bald aber wurden sie durch den Jungen abgelenkt. Dieser, sich offenbar keiner Schuld bewusst — und siehe, welche Unverfrorenheit — suchte Kontakt mit seinem Nachbarn. Der Junge sprach sein Opfer an, er deutete zum Fenster hinaus, er versuchte allerhand, doch nichts verfing. Plötzlich, nach einigem Besinnen, zog der Bub etwas aus seiner Hosentasche. Er stupfte den Professor, er hielt ihm dieses Etwas unter die Augen. «Ah!» entfuhr es Professor Gamper plötzlich, und er vergass, den Mund zu schliessen, langte aber hektisch nach — dem Pass, den der Junge vorsorglicherweise in seiner Hosentasche verstaut — und vergessen hatte! Das war ... Aber nichts war, und noch immer

gab es keine Diskussion über die Mentalität dieses Menschenschlages. Es war ein ausgeklügeltes und raffiniertes Spiel von seiten des Buben. Er liess nicht locker, er förderte mehr zutage als nur den Pass des Professors, doch Dinge, die wirklich nicht dem Professor gehörten. Und böse sagte dieser ein paar Mal «Si, si, si», aber das verfing beim Jungen wiederum nicht. Endlich hatte der Bub sein Opfer bezwungen. Professor Gamper betrachtete sich die Gegenstände, unter anderem auch Photographien, die ihm der Junge unter die Augen hielt, und die Studenten konnten nur aus dem vielsagenden Augenzwinkern des Reisebegleiters ahnen, was den Professor bezwungen hatte. Die Studenten sassen alle hinter dem Rücken ihres Lehrers .

Die ganze Geschichte fand für die übrigen Beteiligten ein etwas abruptes Ende. Man hatte zwar noch eine Ueberraschung: der Junge ass mit der Expedition, Professor Gamper verschob die Weiterreise um einen Tag und abends sah einer, wie der Junge vor dem Hotel auf und ab ging, wie der Professor dann zufällig vorbeikam und sich vom Buben entführen liess.

Die Expeditionen Professor Gampers hörten nachher keineswegs auf. Doch vom folgenden Herbst an begleitete ihn seine Frau, die er kurz vorher aus Imperia geholt hatte. Es war seine erste Frau, viel jünger freilich als er, aber mindestens so hübsch wie der junge Dieb, dessen Schwager der würdige Lehrer nun geworden war . . .

DAS BABYLONISCHE GÄRTLEIN

Die einst guten nachbarlichen Beziehungen verschlechterten sich mit jedem Nagel, den der Zimmermann Fridolin Egger in das morsche Gebälk seines baufälligen Häuschens schlug, mit jedem Ziegel, der auf dem bemoosten Dache ersetzt wurde.

Vor Jahren schon hatte er davon gesprochen, gelegentlich dem Nachbarn Jakob Erni seine kleine Liegenschaft zu verkaufen, um anderswo ein neues Heim zu erstellen. So quasi als Bestätigung dieses Planes hatte er es gebilligt, dass Erni seine neue, grosse Scheune dicht an die Hofgrenze baute und als Wetterschutz rechtwinklig gegen das Haus Egger einen Schopf vorspringen liess. Fridolin hatte sich einzig vorbehalten, diesem Schopfe entlang Bretter und Büscheli lagern zu dürfen. Das wurde ihm als selbstverständliches nachbarliches Entgegenkommen zugestanden.

Indessen wurde Ernis Geduld auf eine harte Probe gestellt. Zwar plante Fridolin nach wie vor, das neue Haus zu bauen, doch scheiterte das Vorhaben immer wieder aus zwei Gründen. Erstens fehlte es dem Zimmermann unglücklicher Umstände wegen dauernd am nötigen Gelde; zum andern wünschte er das Haus ausgerechnet auf dem Bühl zu erstellen, dort, wo der Nachbar ihm keinen Boden abtreten wollte. So blieb Fridolin Egger nichts anderes übrig, als in verbissenem Trotze sein uraltes Häuschen immer wieder zu flicken und wetterdicht zu halten. Der Nachbar Erni betrachtete dies verzweifelte Bemühen vorerst als ein taktisches Manöver, damit er sein Kaufangebot erhöhe, wozu er sich denn auch verschiedentlich bereit fand. Schliesslich ging ihm aber die Geduld aus, und er brach jeglichen Verkehr mit dem Nachbarn ab, auf eine Gelegenheit wartend, ihm seine leidwerchige Querköpfigkeit irgendwie heimzuzahlen.

Jedenfalls war inzwischen das nachbarliche Verhältnis so kühl und gespannt geworden, dass längst irgend eine gewitterhafte Entladung fällig war, um so mehr, als Fridolin Egger es plötzlich unter seiner Würde fand, das Lagerrecht an der Schopfwand, wie er es sonst jeden Frühling getan, mit ein paar freundlichen Worten zu erneuern und für die Gewährung sich mit gelegentlicher Hilfsbereitschaft erkenntlich zu zeigen. Als ein Jahr später der Zimmermann das letzte dürre Holz wegräumte und das Lager wieder richtete für eine neue Büschelbeige, beschloss Erni, ihm zu zeigen, was es geschlagen habe. Mitten in der Nacht ging er hin, räumte die Lagerstangen weg, grub dem Schopf entlang den Boden um und setzte in die Rabatte Begonien und Geranien. Als Fridolin am andern Morgen vors Haus trat, war er über die Neuerung nicht wenig erstaunt. Erst kribbelte und krabbelte es ihn in Händen und Füssen, der nächtlichen Gärtnerei den Garaus zu machen; doch besann er sich eines andern. Er liess am Abend die Buscheln doch herführen und schichtete sie mittels eines Pfahl- und Brettergerüstes über den Blumen an die Wand. Mit dieser Entgegnung hatte er im ganzen Dorfe die Lacher auf seiner Seite, was Jakob Erni selbstverständlich veran-